

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Felix Spanners Brautfahrt [Schluss]  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633705>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iules Werber, Spitalgasse 24, Bern

3. Februar

## Schlechte Gesellschaft.

Don Karl Spitteler.

Kam eines Mannes Seele jüngst gegangen,  
Der Erde Licht und Leben zu empfangen.  
Im Tale Josaphat am Brückensteg  
Vertrat ein Abgeschiedener ihm den Weg.  
„Halt ein! Wohin?“ der Neuling sprach verwundert:  
„Wieso? Warum? Ins wählende Jahrhundert.“  
„Du könntest, darf ich meinen Rat empfehlen,  
Dir eine bessere Gesellschaft wählen.“

Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig,  
Mit Säusten tapfer, an Charakter feig.  
Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt,  
Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blüht.  
Duckmäuser, hinter die Moral versteckt,  
Blinzelt ein jeder pfißig nach Respekt.  
Mit Anstand ist ihr Muckerherz befrachtet;  
Heucheln, das Wort klingt schlecht, drum nennt man's Takt.

Mit Oel und Andacht salben sie ihr Haupt  
Vor einem Gott, an welchen keiner glaubt.  
Prüd bis zur Zehe, bis zum Molekül  
Entbehren sie das erste Schamgefühl,  
Das Schamgefühl, den Spiegel vorzunehmen,  
Um vor der Weltgeschichte sich zu schämen.  
Denn, was erstritten unserer Väter Taten,  
Das haben sie verschachert und verraten.  
Ich würd' mir's doch noch einmal überdenken  
Und in ein redlicher Jahrhundert schwenken.“

## □ □ Felix Spanners Brautfahrt. □ □

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Ich war nun nachgerade auf diesen Better Heiri und auf das bevorstehende Zusammenleben mit ihm und seinen drei Angebeteten ordentlich gespannt. Ich hätte mich nicht sehr verwundert, wenn er in diesem Augenblick mit gezückter Mistgabel oder mit geladenem Revolver vor mich hin getreten wäre, besonders da sich die „Große“ und die „Kleine“ jetzt wieder in meiner unmittelbarsten Nähe niedergelassen hatten.

Während ich daneben halb unbewußt die Möglichkeit eines nächtlichen Fluchtversuches erwog, trat unversehens das Merkwürdigste ein, das ich an diesem ereignisreichen Tag erleben sollte. Ein schüchternes Klopfen ließ sich draußen vernehmen. Und wer stand auf Huldas „Herein“ unter der halbgeöffneten Türe? Die blonde Emilie vom obern Remmenhofe.

Sie müsse wohl oder weh hier im Hause des Better's Unterschlupf suchen, berichtete sie ganz verflört und dem Weinen nahe, indem sie das von mir und ihren zwei fischen Basen gebildete, scheinbar unzertrennlige Kleeblatt mit einem verständnislosen Blick streifte. Ganz ahnungslos sei sie mit einem Auftrag für den Holzhafer Steinli ins Dorf heraufgekommen und nun verlege man ihr überall mit groben Worten und sogar mit Drohungen den Weg, so daß sie sich einfach nicht mehr zu raten und zu helfen wisse.

Ich hätte mich am liebsten in den Erdboden hinein verfrühen mögen. Und doch war es mir mit eins zumute, als wenn an meinem Himmel eine funkelnagelneue Sonne aufgegangen wäre. Ihre Gegenwart, das heißt die Gegenwart der Remmenhof-Emilie, machte einen ganz neuen Menschen aus mir. Ich spürte es förmlich, wie der eingebildete

Groll gegen sie augenblicklich von mir abfiel und der alten, unbegrenzten Zuneigung Platz machte. Es kam mir vor, als sei mir mit einem Ruck das Brett von den Augen weggenommen worden, das mir ein unbekannter Jemand vor den Kopf genagelt hatte, damals, da mir die Kemmenhof-tochter beim Tanzen im Schmelzacher Kronensaal den Korb gegeben, und das ich seither unbewußt durch Dick und Dünn mit mir herumgetragen. Und wenn sie mir noch zehn Tänze abschlug und zwanzigmal „nein“ lachte, so mußte ich ihr zum einundzwanzigstenmal sagen, daß ich es ohne sie halt einfach nicht machen könne. Was wollte sie denn zuletzt dagegen tun? . . . Und nun gar diese vom Himmel gefallene Gelegenheit! Ich hätte meinen Feind Johann Straub in diesem Augenblick umarmen können.

Unser Namenstagskind Hulda betrachtete es als ernste Pflicht, ihre Base mit gewählten Worten über die durch das Auftreten der Seuche geschaffene Sachlage aufzuklären und ermangelte nicht, sie in möglichst schonender Weise auf ihre leider kaum vermeidliche Internierung aufmerksam zu machen, wobei sie mit einem befangenen Seitenblick auf mich die schwer zu lösende Frage der räumlich gesonderten Unterkunft streifen zu müssen glaubte. Die Kemmenhof-Emilie sann zuerst eine Weile über die Mitteilung nach, dann mußte sie laut und fröhlich herauslachen. Meine beiden Nachbarinnen lachten natürlich mit, und wenn sie nicht gar so laut geworden wären, hätte ich sicherlich in diesem Augenblick mein eigenes Herz lachen hören.

Einzig Hulda blieb ernst und gemessen. Mit einer scharfen Handbewegung verwies sie den Schwestern ihr ungezogenes Benehmen und lenkte sodann unsere Aufmerksamkeit nach der geöffneten Türe, in der unversehens der Tierarzt Kleiner erschienen war, um mir in allerverbindlichstem Tone zu eröffnen, daß er beim Präsidenten Steiner soeben mit einiger Mühe und vorbehaltlich genügender Desinfektion meine Bewegungsfreiheit ausgewirkt habe, vorausgesetzt, daß ich gewillt sei, sofort von meinem Rechte Gebrauch zu machen.

Ich warf einen verlorenen Blick nach der Kemmenhof-Emilie hinüber. Und ich behaupte noch heute, daß ihre Augen reden konnten und ganz laut und deutlich zu mir sagten: „Wie schade!“ . . .

Auf dieses hin gab ich dem Tierarzt Kleiner in etwas gewundenen Ausdrücken zu verstehen, daß ich es als gewissenhafter Landwirt als meine ernste Pflicht betrachte, der Ausbreitung gemeingefährlicher Epidemien in keiner Weise Vor-schub zu leisten und demgemäß — —

Er ließ mich nicht ausreden, sondern schlug sich ohne weiteres die Türe hinter dem Rücken zu und war weg.

Meine Tischgenossinnen rechts und links lachten. Hulda aber schoß wie auf eine plötzliche Eingebung hinaus. Wir hörten, wie sie draußen im Hausgang mit dem Tierarzt Kleiner knapp hin und her redete, worauf sie uns strahlenden Blickes die Mitteilung brachte, daß nun Emilie statt meiner aus der Haft entlassen sei. „Aber nicht warten, bis der Doktor fort ist, sonst geht's nicht mehr!“ drängte sie und schob die etwas verdunkelte Base vor meinen Augen förmlich zur Türe hinaus.

Ich sah da wie angefroren und sah gedankenlos durchs Fenster zu, wie die Kemmenhof-Emilie draußen nach der

Anordnung des Tierarztes die Schuhe bis fast an die Knöchel in den inzwischen bereitgestellten Kübel mit Kalkbrühe eintauchte und hierauf ihre Hände in der Unschuld des Hofbrunnenwassers, vermischt mit einigen Substanzen aus der tierärztlichen Leibapothek reingab.

Und nun stand richtig der Kerl, der mich vorher mit der Rollflinte bedroht hatte, neben ihr auf der Hofweite und bot ihr in zuvorkommender Weise seine Begleitung für den Heimweg an . . .

Da riß etwas in meinem Innern, ich wurde plötzlich wild und erklärte, indem ich aufstand und mit einem Faustschlag auf den Tisch die Löffel und Tassen nur so umher-tanzen machte, es sei jetzt ein für allemal genug und ich wolle mich aus diesem Hause und aus dem Nest Rislenmatt herausbringen und wenn mir des Teufels Großmutter selber in den Weg stehen würde!

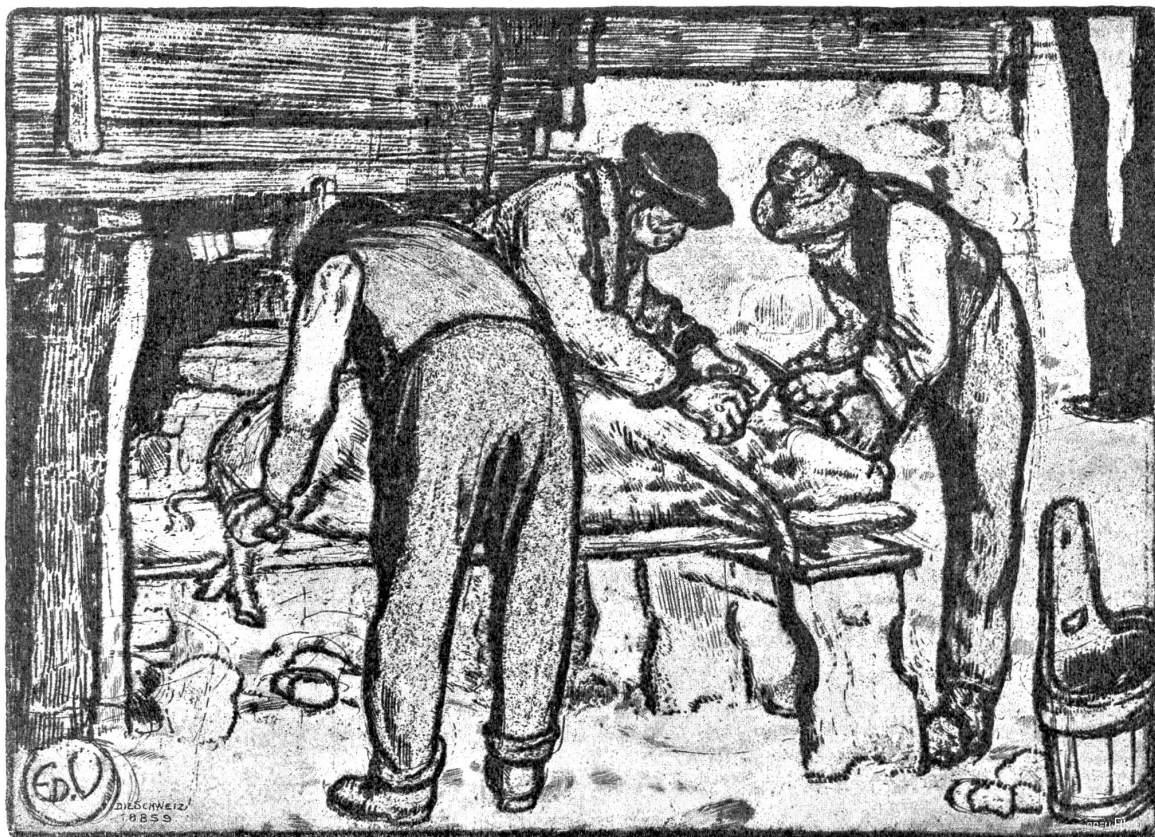
Meine Gastfreundinnen sahen mich mit weit aufgerissenen Augen an. Huldas krampfhaft geschlossener Mund wurde zu meinem Erstaunen schmaler und schmaler und spitzte sich zuletzt förmlich zu, bis er endlich der gerechten Entrüstung seiner Besitzerin Ausdruck zu geben vermochte. Man habe mich nicht eingezogen, brachte sie im Tone strenger Zurechtweisung vor; und wenn ich es halt in einem Hause nicht aushalten könnte, wo man an Anstand und gute Sitten gewöhnt sei, so hätte ich mir den Weg hieher ersparen können und so fort.

Da die Wucht des immer eindringlicher werdenden Vortrages den niedrigen Raum förmlich zu eng werden ließ, suchte ich instinktiv und ohne besondere Abschiedsformalitäten das Freie zu gewinnen. Der Tierarzt wollte mir draußen zwar zuerst einige Schwierigkeiten machen, indem er betonte, daß er sich nur für eine Person verwendet habe und daß er mich als „gewissenhafter Landwirt“ zu keiner Pflichtverletzung verleiten dürfe. Aber als nun auch die Kemmenhof-Emilie ein Wort zu meinen Gunsten einlegte, als die Knörrri-Tochter Hulda, bleich vor Zorn, mich vom offenen Fenster aus in aller Form und für ewige Zeiten des Hauses verwies und als zu guter Letzt im offenen Scheunentörfchen ein untersehter Kerl mit verschmihtem Kahlgesicht erschien, den ich mir ohne weiteres als meinen gewesenen Nebenbuhler, den Better Heiri, vorstellte und der mich in folglich hergestelltem innerem Einverständnis mit Hulda erfolgreich mit den verschiedensten Haus- und Wildtiernamen bewarf, da mußte Kleiner wohl oder übel einlenken.

Während mein Rollflintenmann mit ziemlich langem Gesicht neben Knörris Gartenhag stehen blieb, gab uns der Tierarzt zu unserer größeren Sicherheit das Geleite bis zum Dorfausgang, wo er sich mit der scherzhaften Bemerkung verabschiedete, daß auf dem einsamen Waldfußweg nach dem obern Kemmenhof hinab ein D.itter wahrscheinlich überflüssig wäre.

Er wäre uns auch wirklich sehr überflüssig gewesen. Wir hatten uns gegenseitig so viel zu sagen und zu erklären von jener Tanzabgabe an bis zur Klettenblume und zum wunderlichen Zusammentreffen im Knörrrihause, daß wir mit einträchtiger Selbstverständlichkeit den weiten Umweg durchs Eichholz und gegen die Heidewiese hinab wählten.

Zu Anfang trieben zwar immer noch ein paar unge-schmolzene Eisbrocken im Bächlein der Rede mit. Aber sie



Ed. Vallet: „Metzgete“ auf dem Lande.

rieten sich zusehends aneinander ab und blieben eins ums andere in den vergnüglichen Weiberchen und Tümpeln hängen. Schließlich wollte ich halt von Emilie kurzerhand wissen, warum sie mir damals am Jahrmart den Korb gegeben.

„O, ich hab' doch bloß sehen wollen, was du für ein Gesicht machen würdest,“ bekannte sie treuherzig. „Halt weil du so großartig dahergekommen bist, schier als wolltest du mir ein Almosen geben.“

Nun kam mit eins ein guter Mut über mich, ich konnte die lieben Worte nur so vor mir auf dem Weg auflesen. Der Abstand zwischen uns wurde mit der Weile nicht größer; und als uns gegen Abend die blanken Fenster des Remmenhofes von ferne durch die Waldlichtung entgegen-

schimmerten, da waren wir beide darüber einig, daß das ein guter Tag für uns gewesen sei.

Drei oder vier Sonntage später las ich auf dem Remmenhofe ein ungelinktes Brieflein von Johann Straub, in welchem er die Emilie Egger einlud, mit ihm an die Zimmerwalder Kilbi zu fahren und ihr daneben einen regelrechten Heiratsantrag machte. Ich hatte das Vergnügen, meinem lieben Kameraden, der gegen drei Uhr großartig mit seiner altmodigen Lederhose auf dem Hofe angepölkert kam, durchs offene Fensterflügelchen zuzurufen zu können, er müsse leider seine Ausfahrt um einen Sonntag verschieben; denn ich und die blonde Emilie hätten allen Ernstes im Sinn, heut mineinander die Ringe zu wechseln. . . .

— Ende. —

## ☞ ☞ Karl Ludwig Stettler von Köniz. ☞ ☞

(Schluß.)

Wir sind im allgemeinen geneigt, die Sittsamkeit und Genügsamkeit unserer Väter von anno dazumal zu überschätzen auf Kosten unseres Geschlechtes. Gewiß war vor 100 Jahren die Lebenshaltung, insbesondere die Kost des Alltags, eine einfachere und gröbere; dafür ließ man es sich an gewissen Festtagen schmecken und fand dann nicht gerade ein Maß zu groß, um damit seine Bedürfnisse zu messen.

Eine der alljährlich wiederkehrenden Festlichkeiten im alten Bern war die Ratsrenewierung zu Ostern mit dem Ostermontagsumzug, an dem sich die neugewählten Staatspersonen in festlicher Amtstracht dem gaffenden Publikum zeigten während ihres Zuges vom Rathaus in das Münster.

Die hier eingestreuten Bilder lassen erkennen, wie der Zug zusammengestellt war. Boran der Blazmacher, dann paarweise die Läufer, die Bosaunsten und Zinkenisten, dann die Weibel, die den beiden Schultheißen die Hüte und Szepter vorantrugen, hierauf die Schultheißen selber, hernach die Mitglieder des Kleinen Rates mit der Perücke, d. i. dem hohen Sammethut, und endlich die Großen Räte mit dem Barett, d. h. dem niedrigen Sammethut.

Parallel mit der wirklichen Ratsrenewierung vollzogen sich die Wahlen im „Außeren Stand“, d. h. in der Gesellschaft der jungen Patrizier und Bürger, die mit ihren Aemtern die Väter nachahmten. Um das Schultheißenamt im „Außeren Stande“ bewarb sich am Ostermontag